

JOCHEN SCHMIDT PHLOX



Roman

C.H.Beck



JOCHEN SCHMIDT

PHLOX

Roman

C.H.Beck

ZUM BUCH

Es ist das letzte Mal, dass Richard Sparka, vertraut aus Jochen Schmidts Roman «Zuckersand», mit seiner eigenen Familie, der Gefährtin Klara und den Kindern Karl und Ricarda, ins geliebte Kindheitsparadies Schmogrow im Oderbruch fährt.

Nach dem Tod der Tatziets, die jahrzehntelang das Haus und den Garten, das Dorf und die Umgebung zu einem Ferienidyll und Hort des richtigen Lebens gemacht haben, wird das Haus abgerissen und das Grundstück verkauft. Richard, verstrickt in die Erziehungskonflikte mit Klara und konfrontiert mit dem Eigensinn der Kinder, will im Gedenken an die «Wunder von Schmogrow» seinen ewigen Kampf gegen die Verhässlichung der Welt fortsetzen. In Erinnerungen und Erkundigungen, mit einer Art Archiv der Geschichte und der geistigen und praktischen Lebensweisheiten der Familie Tatziet, forscht Richard dem Glück Schmogrows nach und entdeckt, dass Vieles in dem naturnahen Selbstversorger-Paradies – mit seiner Liebe zur Dauer und dem Widerstand gegen jegliche Verschwendung – auch dunkle Züge trägt ... Komisch und ernst, geschichtsbewusst und sehr aktuell, detailverliebt und mit dem Blick auf die großen Fragen erzählt Jochen Schmidt von der ewigen Suche nach dem guten Leben.

ÜBER DEN AUTOR

JOCHEN SCHMIDT ist 1970 in Berlin geboren und lebt dort. Bei C.H.Beck sind die Erzählbände «Triumphgemüse» (2000), «Meine wichtigsten Körperfunktionen» (2007), «Der Wächter von Pankow» (2015) und «Ich weiß noch, wie King Kong starb» (2021), die Romane «Müller haut uns raus» (2002), «Schneckenmühle» (2013) und «Ein Auftrag für Otto Kwant» (2019) sowie, gemeinsam mit Line Hoven, «Schmythologie» (2013), «Zuckersand» (2017) und «Paargespräche» (2020) erschienen.

LINE HOVEN, 1977 in Bonn geboren, ist Comic-Zeichnerin und Illustratorin. Für ihr Lebenswerk als Buchillustratorin wurde sie 2017 mit dem renommierten Hans-Meid-Preis ausgezeichnet. Sie schuf u.a. die Illustrationen zu Jochen Schmidts «Dudenbrooks» (2011), der «Schmythologie» (C.H.Beck 2013) und «Zuckersand» (C.H.Beck 2017). Line Hoven lebt in Hamburg.

INHALT

I

1. GEWALTFREIE KOMMUNIKATION 

2. RUMLAUFEN GEHEN 

3. DR. OETKER 

4. SPROSSER UND NACHTIGALL 

II

5. BADEN IN SEEN 

6. HOLZBOCK 

7. WHAT'S HE BUILDING IN THERE? 

8. BAUMSCHWUNG 

III

9. TRIUMPHGEMÜSE 

10. EXPEDITION 

11. DIE SCHÖNHEIT DER UNS ZUGEWANDTEN SEITE 

12. EIN LEBEN OHNE PHLOX IST EIN IRRTUM 

DANKSAGUNG 

Für unsere Meisterin und unseren Meister,
ich hoffe, ihr habt dort, wo ihr jetzt seid,
einen Garten, Schafe und Bienen.



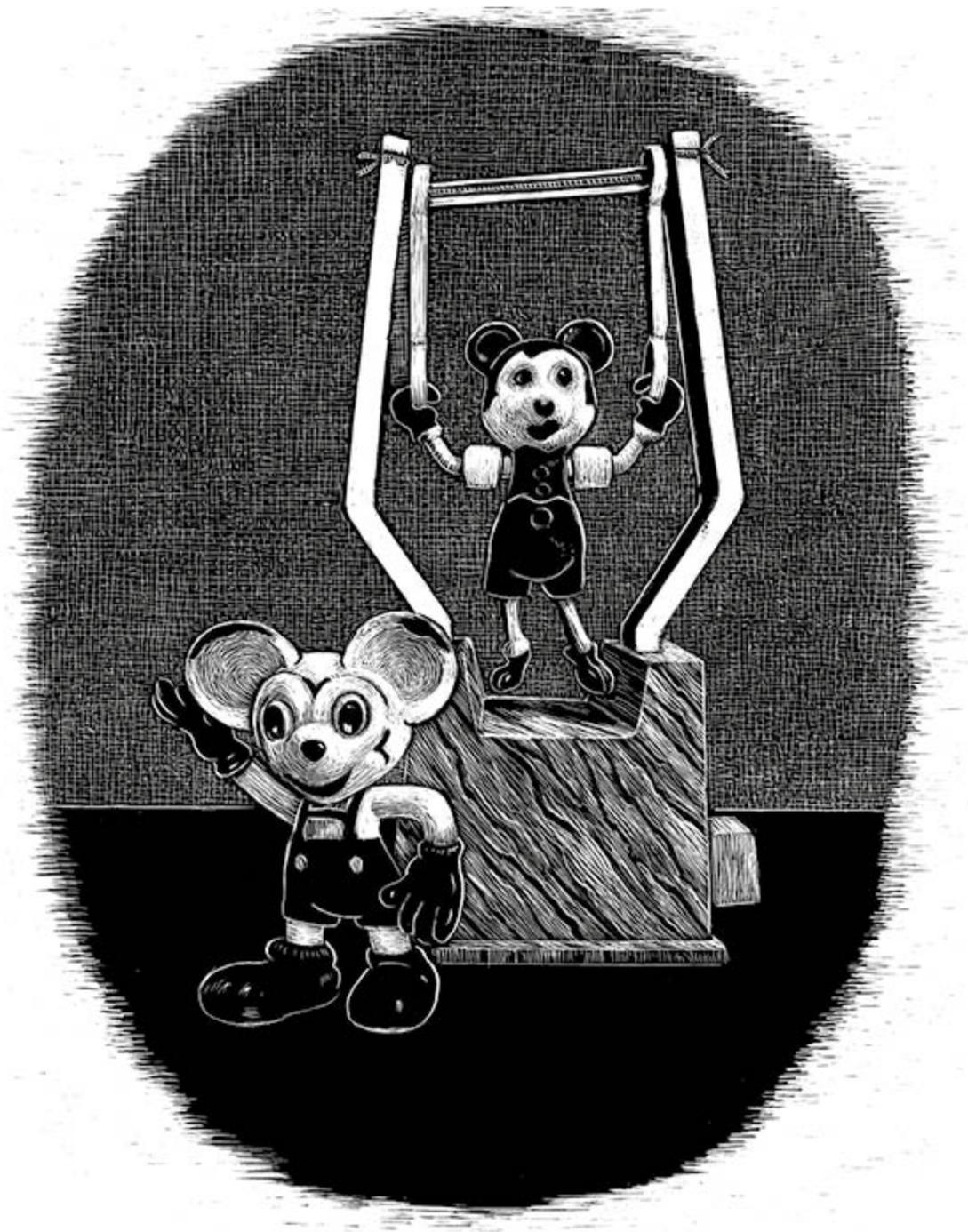
*«Wohin ich immer gehe,
wie weh', wie weh', wie wehe»*
Johann Wolfgang von Goethe

«Juchhe! Juchhe! Juchheisa! Heisa! He!»
Johann Wolfgang von Goethe

I



1. GEWALTFREIE KOMMUNIKATION



Wenn ich hinter dem Lenkrad unseres Autos sitze, kommt es mir immer vor, als spiele ich Familienvater, während mein Platz doch eigentlich auf der Rückbank sein müsste, wo ich als Kind ängstlich in mich hineingehorcht habe, ob mir schlecht wurde, und mir vorstellte, wie ich uns mit Hilfe langer Ruder an den mächtigen Stämmen der Chausseebäume mit ihren weißen, rechteckigen Warnflächen vorwärtsschob, oder ich starrte auf die Armatur, ob das rote Lämpchen aufleuchtete, das Zeichen dafür, daß irgend etwas am Auto nicht stimmte: Genaueres erfuhr man ja nicht, vielleicht war der Keilriemen gerissen, die Werkstatt hatte das für die nahe Zukunft, aber nicht unbedingt für die nächste Zeit angekündigt, unser Schicksal lag nicht in unserer Hand («'n Pariser kann ooch mal reißen», hatte der Meister gesagt.). Die Fahrt nach Schmogrow dauerte endlose zwei Stunden, auf denen es kaum Zerstreuung gab, nur selten eine enge Kreuzung mit einem runden Hohlspiegel oder noch seltener ein Auto, auf dessen Nummernschild «CD» stand, weil darin ein «Diplomat» saß (der ungestraft Menschen überfahren durfte), unser Motor war so laut, daß man fast schreien mußte, um sich zu verständigen, es roch nach Benzin und Öl, besonders wenn mein Vater bei der «Durchsicht» gewesen und der Unterboden geschmiert worden war. Ich atmete durch den Mund und hielt für den Notfall meine rote Plastikschüssel auf den Knien bereit, die mich, seit ich denken konnte, in motorisierten Fahrzeugen begleitete. Immerhin durfte ich zur Vorbeugung Bonbons lutschen, soviel ich wollte, während Karl und Ricarda auf den wöchentlichen «Süßigkeitentag» warten müssen, um sich etwas aus ihrem Vorrat auszusuchen. Klara war ganz gerührt gewesen, als sie entdeckt

hatte, daß Karl nicht nur heimlich ein Minitütchen Gummibärchen in seinen Kinderrucksack eingepackt hatte, sondern auch seine Papierschere, um es aufzuschneiden. Es störte mich als Kind, daß die Scheibenwischer nie die *ganze* Scheibe putzten und die oberen Ecken sowie unten zwei Halbkreise schmutzig blieben, die Wischblätter hätten gelenkiger sein müssen, aber vielleicht war es auch ein unlösbares geometrisches Problem. Am Haus, dessen Fassade eine ungeschickt gemalte Micky-Maus-Mutation schmückte, fuhr mein Vater für uns langsamer, immerhin war es eine westliche Comicfigur und dadurch eine Attraktion, die Hefte schafften es ja, weil sie monatlich erschienen und daher als «Periodika» galten, nicht durch die Zollkontrolle (zur Freude der Kinder der Zöllner, wie wir argwöhnten), eine Attraktion war aber auch jede Feldsteinkirche, bei der mit Staunen bemerkt wurde, daß so etwas noch stand, wenn auch gerade so, während beim Post-Meilenstein aus Friedrichs Zeiten (einem «Sachzeugen der Verkehrsgeschichte», wie es mein Vater nannte), der aus irgend welchen Gründen nie entfernt worden war, immer überlegt wurde, ob man nicht doch einmal, um die Schrift zu entziffern oder heimlich mit goldener Farbe nachzuziehen, halten sollte, was wir aber nie taten, sowenig wie am sogenannten «Traumhaus», einem für uns amerikanisch wirkenden Flachbau mit ungewöhnlich großer Fensterfront, der meine Eltern neidisch machte, ein Gefühl, das sie zu genießen schienen, schon weil es Gemeinschaft stiftete; schließlich sahen wir auch noch zum Storchennest auf dem Backsteinturm der Kreisstadt hoch, durch die sich der Verkehr auf einer kurvenreichen Straße schlängelte, ob wieder Störche drin waren, so etwas kannten meine

Freunde aus unserem Neubauviertel gar nicht, diese Stadtkinder, auf die ich herabsah, da wir ja im Herzen in Schmogrow zu Hause waren, ich hatte sogar schon einmal Kartoffeln gebuddelt. Mein Vater zitierte gern den Merkspruch, der seit dem Mittelalter an einem ähnlichen Backsteinturm unter einer Keule hing: «Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet nachher selber Not, den schlägt mit dieser Keule tot.» Obwohl mich solche zwanghaften Wiederholungen an meinen Eltern gequält haben, wiederhole ich vor meinen Kindern jetzt ebenfalls zwanghaft Erinnerungen und Gedanken, man wehrt sich damit gegen das Verlöschen. Daß ich dabei das Auto lenke und niemand mehr vor mir sitzt, der die Verantwortung trägt und auf dessen Entscheidungen ich mich verlassen kann, fühlt sich für mich wie Hochstapelei an. Ich habe mir diesen Status weder gewünscht noch ihn verdient, ich kann meinen Kindern beim Anziehen sagen, ob sie «Entenfüße» haben, also ob ihre Schuhe an den richtigen Füßen sitzen (Ricarda: «Weißt du, da gibt's noch *größere*, aber die hat gesagt, die in dem Geschäft wohnt, so ist gut.»), und vielleicht noch, daß Dinge, die in der Kaufhalle im Kühlschrank lagen, zu Hause in aller Regel auch wieder in den Kühlschrank gehören, und zwar möglichst bald, viel mehr weiß ich nicht vom Leben. Ich habe es mir nicht ausgesucht, ein Vorbild sein zu müssen, es ist einfach so gekommen, und nun muß ich diese Rolle spielen, vielleicht meine wichtigste. Manchmal setze ich mir Karl, der noch glaubt, daß Autofahren Spaß macht, auf den Schoß, und er darf ein paar Meter das Steuer halten, während wir über einen Parkplatz rollen (deshalb denkt er, daß man auch in der Fahrschule auf dem Schoß des Fahrlehrers sitzt). Ich weiß, daß Karl jede meiner Bewegungen

aufmerksam beobachtet wie ich früher die meines Vaters, und ich gebe mir Mühe, gelassen und selbstsicher zu wirken, bei Gefahr würde ich das Auto einfach in den Himmel lenken wie Pippi Langstrumpf, als sie mit ihren langweiligen Nachbarskindern Ausreißen spielt. Vor der Abfahrt habe ich mich mit Klara gestritten, weil sie behauptet hatte, es sei «neurowissenschaftlich bewiesen», daß schon eine Minute Fernsehen dem kindlichen Gehirn schade, was mir experimentell schwer nachzuweisen schien, weshalb sie mir wieder unterstellte, ihr aus Prinzip zu widersprechen, wir hätten sowenig gemeinsam, und wenn sie mit einer Frau zusammenleben würde, hätte sie diese Probleme nicht, weil unter Frauen auf einer mir unzugänglichen Ebene ein natürlicheres Verständnis herrsche. Es ging allerdings schon morgens los, als ich sie dabei antraf, wie sie alle Tupperdosen aussortierte, damit wir uns nicht mit «Mikroplastik» vergiften, deshalb hat sie auch das Duschbad durch ein Familien-Seifenstück ersetzt. (Sie hat für Karl, der in diesem Jahr zur Schule kommt, eine Edelstahl-Brotdose besorgt und den Pfeffer versteckt, den ich gekauft hatte, weil die eingebaute Pfeffermühle, die ich für einen bemerkenswert zuvorkommenden Service gehalten hatte, aus Plastik ist. Ich bin froh, daß wir nach langem Schwanken eine Schule für Karl gefunden haben, mit der sie zufrieden ist, es habe bei ihr Klick gemacht, als sie gesehen habe, wie ein Lehrer – die hier «Lernbegleiter» heißen – in die Hocke ging, als er mit einem Kind sprach.) Es fällt mir bei solchen Auseinandersetzungen schwer, von der Sachebene wieder auf die Gefühlsebene zu wechseln, ich ringe darum, mich knapp und konzise auszudrücken, weil Klaras Aufmerksamkeitsspanne für

meine Repliken mit den Jahren immer kürzer geworden ist, und dabei spüre ich, daß sie sich mir, je mehr sie mir meiner Meinung nach recht geben müßte, um so weniger «verbunden» fühlt. Jetzt warte ich auf eine Gelegenheit, mich wieder mit Klara zu versöhnen, und hoffe, daß sie dann darauf eingeht und ich es nicht zu früh versucht habe, abgewiesen werde und die Wartezeit noch einmal von vorn beginnt (oder daß es sogar endgültig zu spät sein könnte). Motoren sind heutzutage nicht mehr so laut, einer Unterhaltung stände nichts im Weg, aber die ganze Strecke, die aus Berlin hinausführt, haben wir geschwiegen. Mein linker Handrücken funkelt ein bißchen, das muß Farbe von Ricardas Glitzergel-Stiften sein. Leise klimpert das kaputte Xylophon im Kofferraum, das ich von meinen Eltern geerbt habe, aber nicht in unsere Wohnung stellen will, weil wir keinen Platz dafür haben, weswegen ich es seit längerem herumfahre. Es ist eine sehr häßliche Strecke, wie überall, wo sich menschliches Habitat dem Automobil unterworfen hat und man sich als Fußgänger wie ein lästiger Parasit fühlt. Wie wäre es, in so einem Haus direkt an der «länderverknüpfenden Straße» zu wohnen, im Parterre hinter von Abgasen blinden Scheiben neben einem «Biss-tro» und mit Blick auf verdorrtes «Straßenbegleitgrün»? Ich muß mir so etwas immer vorstellen, um mir bewußtzumachen, wie gut es mir geht, und Glücksgefühle wachzukitzeln, denn man muß «das Gute anhäufen in den Scheunen seiner Seele», um in der Not davon zehren zu können. Auf den zweiten Blick hat es aber seinen Reiz, daß Berlin außerhalb des inzwischen völlig überflüssigen Stadtzentrums wie Las Vegas aussieht, nur daß an den Fassaden der Häuser, die noch so lange stehengelassen werden, wie

sie als Gestell für Werbung dienen können, auf riesigen Schildern mit stümperhaft gestalteten Schriften nicht für Spielcasinos und Unterhaltungsshows mit Dean Martin, sondern für Tierfutter, Fliesen, Winterreifen, einen «Lackdokter» mit «Tiefstpreisgarantie», Sicherungstechnik, Sonnenschutz und Sonnenstudios sowie Grillzubehör geworben wird («Erst beraten, dann braten!»). Auf ehemaligen Ackerflächen, von deren ursprünglicher Bepflanzung nur noch wie bei schütterem Haupthaar etwas unappetitlich wirkende Reste überlebt haben, reihen sich die scheinluxuriösen Glaspaläste der Autohäuser, die mit ihren großen Fensterfronten immer etwas von Rotlichtviertel haben (Karl: «Warum heißen die «Volkswagen»? Folgen die wem?»), Baumärkte und Bürogebäude von Firmen aneinander, die irgend welche Serviceleistungen zum Discountpreis anbieten. Es ist interessant, daß die Evolution der abendländischen Baukunst nach langen Irrwegen zur naheliegenden Form der Schachtel gefunden hat, mit der ein Bauwerk alle Ansprüche erfüllt, sofern sich davor eine noch einmal doppelt so große, versiegelte Parkplatzfläche für Kunden und Mitarbeiter erstreckt. Wenn das gelbe Schild den Stadtausgang markiert, ist der feierliche Moment des Grenzübertritts jedesmal kaum zu begreifen, eben war man noch in Berlin, und nun ist man schon im «Umland», ohne das Schild hätte man es gar nicht bemerkt. Als Kinder haben wir uns auf Ausflügen an solchen Schildern gern so hingestellt, daß wir mit einem Bein in der Stadt und mit dem anderen außerhalb standen, man konnte auch hin- und herhüpfen, um den Reiz noch zu steigern. Jenseits der Stadtgrenze hat die Straße Leitplanken bekommen, sogar um einzelnstehende Bäume wurden sie gewickelt.

Neu sind auch die etwas fülligen, osteuropäischen Prostituierten mit bunten Leggings, die an den Waldwegen (beziehungsweise an den Zufahrten zu «Kurzumtriebsplantagen») auf Campingstühlen unter Sonnenschirmen sitzen, auf ihr Handy schauen und auf Kundschaft warten. Während sich für die ersten Autofahrer, wie Karl Foerster schreibt, die Straße «durch beseligte Einsamkeit schwang, die sparsame Dörfergeschmeide durchperlten», so sind viele Orte, durch die wir in meiner Kindheit fuhren, durch autobahnartige Umgehungsstraßen unsichtbar geworden. In den wenigen Dörfern oder Siedlungen, die man noch passiert, gibt es «Feldküchen» mit NVA-Gulaschkanonen und sogenannte Antikmärkte in heruntergekommenen Stallungen, wo es inzwischen schon nicht einmal mehr DDR-Schrott, sondern Schrott aus den neunziger und nuller Jahren zu kaufen gibt. Wer zu Geld gekommen ist, reißt sein Haus ab und ersetzt es durch ein moderneres Fertighaus mit glänzenden, bunten Dachziegeln, mindestens zwei Garagen und barock verschnörkelten Zäunen aus Polen («... nach meiner Meinung hat nichts die Verkümmerng unseres Volksempfindens für Schönheit mehr verschuldet als der fortgesetzte Gebrauch gußeiserner Ornamente», schreibt Ruskin.). Es gibt auf unserer Strecke auch keine Bahnschranken mehr, an denen man warten muß, dieser Moment der Vorfreude auf das Zählen der Waggons eines Güterzugs und die Ungewißheit, wann das Feuerroß krachend vorbeirauschen wird, ist unbemerkt verschwunden. Genau bei 150.000 Kilometern habe ich zufällig auf den Zähler geguckt, wie kam das? Ich sehe sonst nie auf den Zähler, bei der Autoummeldung auf meinen Namen (mein Vater kann nicht mehr fahren, obwohl er

es noch vorhat) hatte ich keine Ahnung, wie weit das Auto schon gefahren ist, und mußte eine Zahl schätzen. Eigentlich betrachten wir uns auch nicht als Autobesitzer, es ist gegen unsere Überzeugung, ich entschuldige uns damit, daß ich nur Auto fahre, um den Verkehr noch dichter zu machen, Staus noch frustrierender, die Parkplatzsuche noch hoffnungsloser, und um den anderen Autofahrern, die glauben, es gebe ein Menschenrecht auf Individualverkehr, die Lust zu nehmen, ich fahre sozusagen aus Protest. (Deshalb freue ich mich immer, wenn die in ihre mobilen Panikräume eingesperrten Autofahrer sich mit Ausdrucksgesten an mich wenden: Hupen, Scheibenwischer vor dem Gesicht, Kopfschütteln, Finger an die Stirn.) Ich habe gezögert, ob ich Klara auf den spektakulären Anblick der runden Zahl aufmerksam machen sollte (mein Vater wäre eine Weile im Schrittempo gefahren, damit wir ihn länger genießen könnten, und hätte vielleicht sogar ein Foto gemacht), ich hätte gleichzeitig darüber sinnieren wollen, daß ja eigentlich *jeder* Zählerstand einmalig ist, aber Klara hatte die Augen geschlossen und die Hände zu einem Mudra geformt, das mir nichts sagte, manchmal kann ich ja aus den Verknotungen ihrer Finger darauf schließen, wie es ihr geht und an welchem seelischen Problem sie gerade arbeitet, «Energetisierung», «Gleichgewicht», «Detox», ob sie die «sich-unmerklich-abkoppeln»-Meditation von Anna Trökes macht oder ob sie sich «mit ihrem Atem verbinden muß», manchmal läuft sie auch mit den Lippen blubbernd durch den Raum, um «zurück in den Körper zu finden» (wenn sie beim Abwaschen die Baby-Klassik-CD hört, bedeutet das für mich die höchste Alarmstufe, dann ist sie emotional in Not). Sie braucht diese

Auszeiten, um mich zu ertragen. In letzter Zeit holt sie schon tief Luft und schließt die Augen, wenn ich nur das Wort an sie richte, weil sie immer «einen Wortschwall» erwartet, ich verstumme dann sofort, um sie nicht zu überfordern. Unser Paartherapeut empfahl mir, einen Podcast zu machen, um etwas von meinem Mitteilungsdrang von ihr abzuleiten. Sie ist überzeugt davon, daß wir den Kindern durch unsere Krisen ihr Leben schon verdorben haben. Sie macht sich ja Vorwürfe, daß sie bei Karls Geburt noch nicht gewußt hatte, daß man Neugeborene keinen synthetischen Gerüchen aussetzen soll, weil das Bonding dann besser funktioniert.

Ich war seit Jahren nicht in Schmogrow, es ist die letzte Gelegenheit, denn das Grundstück ist an einen Autohändler verkauft worden (den ehemaligen SED-Bürgermeister, inzwischen CDU), der das Haus abreißen will, im Garten, der sich als «Bauerwartungsland» herausgestellt hat, soll ein Biker-Inn für Motorradfahrer entstehen. Es ist wahrscheinlich ein Fehler, wieder hinzufahren, die ganzen Jahre seit Frau Tatziets Tod habe ich mich darum gedrückt. Bis dahin war ein Jahr ohne Schmogrow für uns nicht vorstellbar gewesen, Sommer hieß Schmogrow, als sei diese Jahreszeit an diesen Ort gebunden, «Sommer um jeden Preis!» so sagte man hier früher. (Ein mitgebrachter Besucher hatte Frau Tatziet einmal nach «Wintergästen» gefragt, und sie hatte von keinen berichten können, dabei hatte er Singvögel gemeint. Er zählte in seiner Freizeit Vögel an einem See, nach der «Singende-Männchen-Methode».) Obwohl mir bei der An- und Abreise im Auto so oft schlecht wurde und die Familie unterwegs die Topographie meiner früheren «Kotzstellen» genüßlich rekapitulierte, war ich glücklich, hierherzufahren. Es war

aufregend, am Ende der anstrengenden und gefährlichen Reise auf die Dorfstraße einzubiegen, die damals noch nicht befestigt war, sondern nur streckenweise mit Hochofenschlacke aus dem «Schrottorod» genannten Eisenhüttenstadt bestreut, die viele Sandkuhlen hatte, deren Landschaft sich ständig veränderte, und in denen sich bei Regen Pfützenwasser sammelte; wir fuhren mit dem Fahrrad über diese Piste wie über einen BMX-Parcours, besondere Geschicklichkeit war nötig, da wir ja nur ein Herrenrad mit «Kackekratzer»-Bremse zur Verfügung hatten, um das wir uns auch noch streiten mußten, während das uralte, rote Damenrad, das Frau Tatziet zur Kaufhalle schob wie ein Haustier und dort nie anschloß, für uns tabu war. Die Stange des Herrenrads war zu hoch für mich, ich konnte nur im Stehen fahren und duckte mich dabei seitlich darunter wie ein Apache, der hinter dem Rücken seines Pferdes Schutz vor den Gewehrkugeln seiner Verfolger sucht. (Klara möchte, daß wir Ricarda möglichst spät Laufrad fahren lassen, weil sie gelesen hat, daß dabei der Oberkörper steif sei und die Überkreuzbewegung der Arme ausbleibe, die für das Arbeiten beider Gehirnhälften förderlich sei, bei Karl hatte sie das noch nicht gewußt. Fast hätte ich ihr geantwortet, daß auf dem Dorf früher immer der jüngste Sohn mit Alkohol dumm gemacht worden ist, damit er auf dem Hof blieb.) Wir bettelten, daß unser Vater durch die Pfützen fuhr, und manchmal tat er uns den Gefallen, und das Wasser spritzte hoch bis zum Dach (ich habe schon einmal überlegt, ob ich meinen Kindern zum Geburtstag eine Pfütze schenken sollte). Nach einer letzten Kurve – auch hier, wo es wahrscheinlicher war, von einem Meteoriten zerquetscht zu werden, als ein Auto zu

rammen, beugte sich meine Mutter weit vor und sagte: «Rechts ist frei!» – fuhr mein Vater rückwärts in die Einfahrt, damit er bei der Abfahrt in zwei Wochen vorwärts fahren konnte und Herrn Tatziet bei diesem Manöver, bei dem der Fahrer die Straße erst im letzten Moment sah, nicht das Herz stehenblieb. («Im Krieg hat man immer rückwärts eingeparkt, falls man schnell flüchten mußte», behauptete Opa Knops.) Weil die Sicht durch die Rückscheibe vom vielen Gepäck verstellt war, mußten wir uns so tief wie möglich bücken und uns still verhalten, der Fahrer brauchte seine volle Konzentration, er durfte unterwegs auch keine Hand vom Lenkrad lösen und bekam deshalb vom Beifahrer sein Futter in den Mund geschoben wie eine Robbe (bis ich selbst fahren lernte, habe ich deshalb die Leistung des Fahrers immer überschätzt). Noch im Auto erklärte uns unsere Mutter zum wiederholten Mal, wie wir uns im Haus verhalten sollten, um keinen schlechten Eindruck zu hinterlassen und vor allem Herrn Tatziet nicht zu stören oder zu erschrecken. Es waren Regeln, die wir, ohne zu murren, akzeptierten, weil sie schon immer gegolten hatten, für alle galten und zum Haus gehörten, so, wie wir auch nur hier damit leben konnten, daß es keinen Fernseher gab, wir vermißten ihn gar nicht, während wir zu Hause oder an anderen Ferienorten Räume ohne Fernseher für unvollständig eingerichtet hielten. (Auch für Erwachsene gab es Anstandsregeln, zum Beispiel, daß man beim Essen anwesende Ärzte nicht in Gespräche über seine Krankheiten verwickelte.) Dann konnten wir endlich aussteigen, allerdings mußten sich, da der Trabant nur zwei Türen hatte, zunächst unsere Eltern aus dem Auto quälen, danach klappten wir die Sitze vor,

reichten das Gepäck, das auf unseren Knien verstaut war, die nach Gummi riechende geblünte Luftmatratze (leider ohne Sichtfenster, um bäuchlings zu liegen und in die Tiefe zu gucken), den quietschenden Korb mit Reiseproviant und die gestreiften Bademäntel, die wir zwischen uns gestopft hatten, um uns nicht versehentlich zu berühren, hinaus und zwängten uns durch die Lücke. Draußen atmete ich wieder durch die Nase, die Vögel schienen lauter zu singen, und die Erde drehte sich noch etwas schnell für mich, ich fühlte mich aber sofort, als wäre ich nie weg gewesen, denn es hatte sich in der Zwischenzeit nichts verändert, das gefiel mir so an Schmogrow, auch wenn ich damals Veränderungen noch aufregend fand. Ich rannte sofort einmal ums Haus und wußte gar nicht, was ich zuerst tun sollte, auf die Weide klettern, um meinen Stammplatz einzunehmen, mir im «Durchgang» bei den Gartengeräten den Baumkratzer sichern, mit dem man im Sand des Hofes malen konnte, die Hände in den Getreidevorrat in der großen Truhe im Flur tauchen und wie in der Fernsehwerbung mit tiefer Stimme genießerisch «Berentzen Appel!» sagen, den Geruch der frischen Bettwäsche einatmen, die nach dem von Tante Lore immer in großen Boxen geschickten «Ariel» duftete, am Klavier das Hallpedal drücken und den Tönen nachlauschen, mit einem Wehrmachts-Kochgeschirr um den Hals in den Brombeerbüschen verschwinden, als schlug man sich zu Dornröschen durch, oder nachsehen, wie weit die Rinde des Nußbaums schon die «Mumpel» überwachsen hatte, die seit dem Krieg hier steckte. Manchmal standen bereits andere Autos in der Einfahrt, seltener sogar eines aus dem Westen mit interessanten Aufklebern: «Aktion

Schutzpatron. Stop den Unfall!» (dazu ein grinsendes, blondes Kind). Dann konnte man durch die Scheibe gucken und sehen, bis wieviel km/h der «Tacho» reichte und ob sich im Auto Objekte aus dieser Welt des Praktischen, Soliden und handschmeichlerisch Gestalteten befanden, von wo zu Weihnachten Pakete mit Ochsenschwanzsuppe, Herrensokolade, Kaffee, Orangeat und Aachener Printen eintrafen (unpraktisch waren allerdings die Käsescheiben, wenn sich erst beim Hineinbeißen in die für ein Essen vorbereiteten Stüllchen herausstellte, daß sie sich in Plastikhüllen befanden). Selbst die Reifen hatten für uns eine Aura, denn in ihnen befand sich Westluft. Nein, wichtiger war es, mir vor meinem Bruder das Buch zu sichern, auf das er es in Schmogrow genau wie ich abgesehen hatte, Jacques Cousteaus Reiseberichte von seinen Expeditionen mit der «Calypso», ein Band aus dem Westen, mit den leuchtenderen Farben von dort, wie auch in den Fotoalben die ersten, inzwischen schon vergilbten Farbfotos von «drüben» stammten, oft zeigten sie Familien im Skiurlaub (im tiefsten Winter mit Sonnenbrille!). Wahrscheinlich hatte man sich für das Foto extra bunt angezogen, damit sich der Farbfilm lohnte; später hatten ihre Bilder sogar ein automatisch eingefügtes Datum, eine dieser Erfindungen, um die sicher niemand gebeten hatte, die dort aber trotzdem ständig gemacht wurden und mir sofort unverzichtbar schienen, so daß ich sie bei uns schmerzlich vermißte. (Je älter die Männer im Westen wurden, um so länger wurden ihre Teleobjektive. Ich hatte allerdings den Verdacht, daß sie manchmal extra weit vom Motiv weggingen, um sie überhaupt zum Einsatz bringen zu können.) Ich sah mir im Calypso-Buch immer nur die Bilder an, für die Texte war ich zu faul.

Die Leguane auf den Galapagosinseln, mit ihrer am Hals wie ein schlecht sitzender Neoprenanzug faltigen Haut, die Luftaufnahme von den rätselhaften blauen Löchern in der Karibik, das auf einer Strohinsel schwimmende Indio-Dorf auf dem Titicacasee, den «Schiffhalter», einen Fisch, der sich mit seiner zu einer Saugscheibe umgebildeten Rückenflosse wie ein Schröpfkopf an schwimmenden Tieren festsaugen konnte, um sich von ihren Exkrementen zu ernähren. Wenn nicht die beängstigende Äquator-Taufe gewesen wäre, die an das furchtbare Neptunfest im Ferienlager erinnerte, hätte ich mir eine Zukunft auf solch einem Forschungsschiff gewünscht, weit von allen Sorgen, ein Leben lang auf «Expedition». Anders als Karl, der Forscher werden will, um herauszufinden, was war, «als es noch keine Luft gab», spürte ich keinen Impuls für eine bestimmte berufliche Zukunft und hoffte, mich um die Entscheidung, was ich werden sollte, so lange wie möglich drücken zu können, auf einem Schiff in der Sonne unterwegs zu sein, Naturphänomene zu enträtseln, als Tiefseetaucher mit Schwimmflossen und Sauerstoffflasche ins Unbekannte vorzudringen, während die Crew an Bord nervös auf meine Rückkehr wartet, solch exklusiver Nervenkitzel war aber das mindeste, was ich von meinem Beruf erwartete (dabei durfte ich nicht einmal nach Westberlin). Die «Calypso» hatte einen Ausguck am Bug, eine Kugel mit Bullaugen nach allen Seiten, in der ein Forscher liegen und Ausschau halten konnte, das wäre mein Platz gewesen.

Ich habe die Unterlagen und Entwürfe für meine Studie über die Schönheit dabei, meine Notizbücher (Ricarda: «No-Dings-Buch»), die

vielen aus Handy-Schachteln gebastelten Zettelkästen mit den Zetteln, die die Kinder mir immer zurechtschneiden, weshalb sie ganz unförmig und meist viel zu klein sind, ich bringe es aber nicht übers Herz, sie nicht zu benutzen. Wegen der Kinder habe ich nicht viel Hoffnung, hier zum Arbeiten zu kommen, die Tage werden mit Einkaufen, «Spaghetti Polonaise»-Kochen, Abwaschen, Wäscheaufhängen, Badengehen und Uno-Spielen ausgefüllt sein. Ich wollte Schmogrow als Ausgangspunkt nehmen, um mit analytischer Unerbittlichkeit und gestützt auf die theoretische Vorleistung möglichst vieler Autoritäten herauszuarbeiten, warum dieser Ort schön ist und was es für unsere Gesellschaft bedeutet, wenn Orte wie Schmogrow modernisiert, also zerstört werden und nicht mehr nachwachsen können, was ist dagegen das Schmelzen eines Eisbergs in der Arktis? Dazu muß ich mich mutig der Realität stellen und mit kühlem Blick die Veränderung analysieren, die Gründe für den Mord an der Schönheit, die sozialen Gesetzmäßigkeiten, die dahinterstecken, die Versäumnisse des Bildungswesens, die Entstehung des Kitsches (dem man inzwischen schon nachtrauert), die Physiologie unserer Wahrnehmung, den Zusammenhang von Demokratie und Schönheit. Es hat keinen Sinn, immer weiter zu fliehen, der Häßlichkeit und damit dem Bösen kann man nicht entkommen, ich muß es erforschen wie ein Virus, stoisch über die Verheerungen Buch führen, niemand hat etwas davon, wenn ich leide, es geht hier gar nicht um mich. Ich übe das immer, wenn ich beim Spazieren auf Müll stoße, den jemand irgendwo hinterlassen hat, an einem Aussichtspunkt, an einem Seeufer oder auf einer Waldlichtung. Es ist barbarisch und dumm, so etwas zu tun, und

man könnte über die Menschheit verzweifeln, auch wenn meist nur ein einzelner Mensch verantwortlich ist, aber dann denke ich wieder, es ist doch eigentlich ganz interessant, sich den Müll genauer anzusehen, er erzählt so viel, man lernt daraus mehr über uns als aus Romanen, und es macht doch keinen Unterschied, ob er irgendwo vorschriftsgemäß «entsorgt», also nach China verkauft und dort verbrannt wird, oder hier landet, der Natur ist es gleich, so vergessen wir wenigstens nicht, daß unser Hauptprodukt (vielleicht sogar unser einziges) seit einigen hundert Jahren Müll ist, und machen uns keine Illusionen über unsere selbstmörderische Lebensweise. Letztlich hat sich der Übeltäter ja auch nur ein Bedürfnis erfüllt, würde Klara sagen, und dafür leider keinen guten Weg gewählt, Enttäuschung über ein mißglücktes Leben spricht daraus, es ist im Grunde ein Hilferuf. Eine Welt, in der niemand mehr ein Bonbonpapier fallen zu lassen wagt, ohne sich als Verbrecher zu fühlen, wäre ja auch abzulehnen. Müll ist ein Hoffnungsschimmer, wir leben noch nicht im Faschismus.

Klara hat wieder die Augen geöffnet, und ich streiche ihr übers Haar, ohne daß sie ausweicht, sofort wandelt sich die Reibungswärme in Schmelzwärme, und ich fühle, daß wir für immer zusammengehören. Sie sagt: «Ich hab meinen Zungenschaber vergessen. Da geht aber zur Not auch ein Löffel.» Ich weiß nicht, warum wir es uns so schwermachen. Warum hat man bei den Tatziets von solchen Dingen nie etwas bemerkt, obwohl sie im Leben deutlich mehr durchgestanden hatten als wir? «Schon das Erträgliche ist ein Fest», sagte Frau Tatziet. Auch das hat viele Gäste an Schmogrow fasziniert und angezogen, man konnte sich dort von

seinen urbanen Neurosen erholen, für die keine Zeit war, wenn der Kompost gesiebt werden mußte. Die Tatziets waren nicht ohne einander zu denken, und ich habe mir immer vorstellen müssen, für welchen der beiden es das größere Unglück gewesen wäre, allein zurückzubleiben. Langjährige Paare, die noch wie Paare wirkten und nicht wie eine altmodische Kabarettnummer, waren einem sonst gar nicht bekannt. Von «Harmonie der kristallklaren Güte» hatte «Longus Maximus», ein Lieblingsschüler von Herrn Tatziet, der sogar ihn an Körpergröße überragte und der, um studieren zu dürfen, ein Jahr lang am Hochofen Kohle geschippt hatte, im Namen der «Jugend» bei der Silberhochzeit der Tatziets gesprochen und sich dabei zu seinem Kummer gleich zweimal kurz verhaspelt: «Die meisten von uns kamen in einer Zeit der inneren schwierigen Auseinandersetzung das erste Mal nach Schmogrow, und hier lernten wir unbewußt und auch bewußt, vieles zu verstehen, Dinge, die uns sonst nie bekanntgeworden wären. Hier wurden die leisen Töne zum Klang und zum Erleben gebracht, Töne, die wir wohl noch lange und immer verstehen werden.» Damals hat der Ort Ehen gestiftet und Verlobte neu sortiert, man hat das Leben auf dem Land und die Rituale des Hauses, die weit in die Vergangenheit verwiesen, als Refugium von der in den Zeitungen, auf Spruchbändern an den Straßen («WISSENSCHAFT + BAUERNPRAXIS = HÖCHSTERTRAG») und in einschläfernden Reden auf allen möglichen Versammlungen geforderten Stärkung des Sozialismus als Garant für die Sicherung des Friedens empfunden. Oder war die Anhänglichkeit, die die meisten Gäste entwickelten, nachdem sie einmal hier gewesen waren, in

Wirklichkeit Ausdruck eines Mangels, weil man sich im Land eingesperrt fühlte? Mit Klara muß ich nachsichtig sein, sie ist in einer Lebenskrise, weil sie ihre Arbeit nicht mehr erträgt und wegen der Belastungen des Alltags nicht die Ruhe hat, um zu sich zu kommen und herauszufinden, was sie mit dem Rest ihres Lebens anfangen will. Die Denkmalschutzbehörde, bei der sie lieber heute als morgen kündigen würde, hat dem Abriß ihres eigenen Gebäudes zugestimmt, das eigentlich unter Denkmalschutz stand, aber von der Presse als sozialistischer Schandfleck in der historischen Mitte Berlins gebrandmarkt worden ist. Ausgerechnet Berlins Möchtegern-Gehry Holm Löb wird dort einen seiner peinlichen Apartment-Türme bauen. Er betrachtet Klara als Feind, weil sie einmal der Tatsache, daß ein bestimmtes Gebäude, das er originalgetreu wieder aufbauen wollte (er sieht sich ja als Wandler zwischen den Welten der Architektur und der Konzeptkunst), kriegszerstört war, Denkmalwert zuerkannt hat. (Klara ist zu der den Sinn ihrer Tätigkeit in Frage stellenden Erkenntnis gekommen, daß Armut der beste Denkmalschutz ist, Zerstörung und Neubau, aber auch konservierende Erhaltung außerhalb des gesellschaftlichen Zusammenhangs seien Botschaften der Repression.) Am liebsten würde sich Klara zur Achtsamkeitstrainerin ausbilden lassen, weil sie von Menschen gelesen hat, die durch Atemübungen die Kraft und Entschlossenheit gefunden haben, ihren entwürdigenden Beruf aufzugeben und sich wieder ihrer Träume zu entsinnen. Sie selbst bleibt eigentlich nur noch, um ihren Chef nicht allein zu lassen, der kurz vor dem Nervenzusammenbruch steht, er ist Narkoleptiker, manchmal schläft er in einer Videokonferenz ein, die er selbst leitet,